

1 Um was es geht – eine kurze Einführung

Moussa Dieng & Hartmut Reinke

Als wir im Sommer 2022 den Call for Papers zu dem nun vorliegenden Buch veröffentlichten, begann eine Phase angenehmer Überraschungen. Bald 50 Beitragsideen und Vorschläge erreichten uns zu einer auf den ersten Blick doch eher spröde und sperrig wirkenden, aber auch herausfordernden Aufgabe – wie können wir Student:innen der Sozialen Arbeit mittels hilfreicher Texte bei der Gestaltung ihrer wissenschaftlichen Qualifizierungsarbeiten unterstützen? Die Qual der Wahl, vor die uns alle Autor:innen mit ihren Abstracts gestellt haben, war insofern eine schöne: Gemeinsam war allen Texten die Absicht, einen Beitrag in der Art zu leisten, wie man ihn zu eigenen Studienzeiten gern gelesen hätte. Wir wollten konkret sein, uns nicht im Abstrakten verlieren, sondern pragmatische Hilfe und anschauliche Beispiele zusammentragen. Ohne nun in Vollmundigkeit zu verfallen, sind wir der Ansicht, mit der vorliegenden Auswahl von 17 Beiträgen eine Komposition zusammengestellt zu haben, die diesem Wunsch entspricht und inhaltlich gerecht wird.

Wissenschaft ist nach unserem Verständnis ein Raum frei von Autorität; es zählen Evidenz und Argument, nicht die hierarchische Position oder Titel. In diesem Verständnis schwingt auch ein emanzipatorisches Element mit – wissenschaftliches Arbeiten ist ein Medium nicht nur der Epistemologie, sondern zugleich ein Prozess des persönlichen Reifens. Sich mit einem Thema in kritisch-analytischer Distanz zu befassen, einen Stoff zu durchdringen und das so Durchdrungene in eigenen, zu Papier gebrachten Gedankengängen anderen verfügbar zu machen, ist eine Leistung, deren Wirkkraft über Zeugnisnoten und Gutachten hinausreicht. Studieren und wissenschaftliches Auseinandersetzen sind auch Entwicklungskräfte des eigenen Urteilsvermögens. Ein Studium abzuschließen, mag für manche nur eine Frage des Prestige oder der Karriere sein – für viele andere ist es ein Erleben auch einer persönlichen Entwicklung, die über Fragen von Image- und Renommee weit hinausgeht, sofern sich ihnen diese Fragen denn tatsächlich stellten.

Wissenschaftliches Arbeiten ist auch das Begegnen mit der Unvollkommenheit von Erklärungen und Erkenntnissen, ein Erfahren und Aushalten der Unsicherheit, die ein Wesenszug der Wissenschaft ist. Wirkungsgefüge, Kräfteverhältnisse und Dimensionen sind zu definieren, zu beschreiben und bei noch so sicherer Methodenanwendung, noch so solider Arbeit: Die Zukunft bleibt ungewiss, wir können sie mit den Mitteln der Wissenschaft nicht (und wenn überhaupt, dann nur sehr bedingt und unter Vorbehalt) vorhersagen und schon gar nicht vorherbestimmen. Es bleibt bei der sokratischen Erkenntnis des Wissens über das eigene Nicht-Wissen.

Gerade deshalb ist wissenschaftliches Arbeiten so reizvoll. Niemand, der es ernst meint mit Wissenschaft, wird Perfektion in der Zukunftsvorhersage erwarten oder

Weltformeln der Erklärung von allem und wie es miteinander zusammenhängt. Gerade die Wissenschaft Soziale Arbeit schaut, in ihrem deskriptivem Wesen, auf die Umstände, die Bedingungen des konkreten Seins von Menschen, Gruppen und sozialen Konstellationen. Die rekonstruktive Arbeit mit Biografie, dem Geworden-Sein des/der anderen, das Erschließen fremder Relevanzstrukturen, das Verstehen-Wollen eines anderen Lebenswegs und seiner Entscheidungen: Wissenschaft steckt hier im Detail und ist ein feines, präzises, behutsames Handwerk und keine Frage der Gesinnung.

Der Begriff der »Wissenschaft« hat in den letzten Jahren einiges an Schlagwörtern zu verkraften gehabt – so ist z. B. das oft genutzte »Follow the Science« potentiell eine Einladung zu einem Missverständnis, wenn nicht zu einem Missbrauch. Wissenschaft setzt keine Normen, sie schafft Theorien der Erklärung, Ansätze zum Verstehen der Welt und ihrer Phänomene. Sie kann die Zukunft genauso wenig vorhersagen, wie sie für sich Absolutheit und Allgemeingültigkeit beanspruchen kann. Ein Wissenschaftsverständnis, das sich überlegen sieht und für unantastbar hält, erliegt einer Hybris, die wir ganz eindeutig weder teilen noch befürworten. Der Wissenschaft zu folgen – allein diese Idee birgt bereits eine gewisse Gefahr, wenn dieses Folgen bedeuten sollte, das eigene Denken, Empfinden und Beurteilen einzustellen bzw. die damit verbundenen Risiken des Irrsins und Scheiterns mittels autoritätsgläubiger Berufung auf Wissenschaft und Expertentum umgehen zu wollen. Wissenschaft ist gerade nicht die Einladung zu blindem Vertrauen oder abnickender Gefolgschaft.

Wissenschaft ist, in unserem Verständnis, auch immer die Heimat der Skepsis, des Nachfragens, des im Diskurs seine Tragfähigkeit beweisenden Arguments – nicht der Institution, nicht der Autorität eines Amtes oder bestimmter Positionen. Vor allem jedoch ist Wissenschaft eine Aufforderung an das eigene Denken. »Follow the Scientific Thinking« – das passte schon deutlich besser. Wissenschaftlich zu denken – darin steckt die Haltung des Mutes zu offener Untersuchung, zu aufrichtiger Beobachtung, zu eigenständiger und mitunter auch origineller Erkenntnisuche und Erkenntnisvermittlung. Wissenschaft ist nicht die Wahrheit, sie ist, wenn sie ernsthaft betrieben wird, wahrhaftig, transparent, nachvollziehbar – und bedarf dann auch keiner an Ständesdünkel erinnernden Fachsprache.

Das Gewinnen und Darstellen der Erkenntnisse und ebenso die Vermittlung der Wissen schaffenden Prozesse benötigen gutes Handwerk. Dieses gute Handwerk beginnt bei der Identifikation des eigenen Untersuchungsinteresses, zeigt sich in der Formulierung von Forschungsfragen, der begründeten Auswahl und korrekten Anwendung von Untersuchungsmethodik und schließlich im präzisen Schreiben zu all diesen Elementen selbst. Die Fähigkeit zu kritischer Reflexion, zu Irritation und Synthese – all das will geschrieben werden und geschrieben wirken.

Gerade das Schreiben ist, so wissen wir aus der Erfahrung sowohl aus eigenem Studium als auch aus der Lehre, für viele eine belastende Anforderung. Ganz unterschiedliche Ängste spielen mit hinein, wenn wissenschaftlich geschrieben und das Geschriebene anderen Menschen gezeigt werden soll. Da ist bei manchen die Sorge des Selbstzweifels, bei einigen kommt noch die Angst vor einer Blamage hinzu, wieder andere haben generell Angst vor Prüfungen und nicht selten kommen alle Momente auch zusammen vor. Wie können wir diese Ängste etwas abbauen?

Ein Studium ist, neben der Vermittlung von Fachlichkeit, auch ein Prozess persönlicher Reife und der Bildung einer eigenen wissenschaftlich untermauerten Haltung.

Hinweise und Erläuterungen zu wissenschaftlichem Arbeiten, so verstehen wir es, sollen vertraut machen mit den methodischen Ansätzen, den Regeln, Konventionen und Maßstäben der Scientific Community, um damit eigenständig in aller Kunst des freien Denkens umgehen zu können. Es geht nicht um Unterwerfung oder ein ›Hineinzwängen‹ in Bestehendes, es geht vielmehr darum, dabei behilflich zu sein, den eigenen Untersuchungsinteressen und Motivationen, die zum Studium und zur Auseinandersetzung mit thematischen Komplexen überhaupt erst führten, in einer wissenschaftlich prüfbar Form nachgehen und Zugang zu Diskursen erlangen zu können. So gesehen, ist das Erlangen eines akademischen Reifegrades um wissenschaftliche Methodiken, Fragestellungen, Zitationsweisen, Schreibstile und Abstraktionen auch der Nachweis einer persönlichen Entwicklung.

Die im Vergleich mit ihren Bezugswissenschaften junge Wissenschaft der Sozialen Arbeit ist zudem als Handlungswissenschaft gefordert, ihre Gegenstände in der aktuellen Lebenswirklichkeit ebenso zu verorten wie die von ihr beschriebenen theoretischen Annahmen. Soziale Arbeit findet als Wissenschaft nicht im luftleeren Raum außerhalb der Schwerkraft statt, sondern hat immer Bezug zu nehmen zu Welt und Wirklichkeit, zu konkreten Bewältigungsanforderungen und Problemlagen. Beides, sowohl das noch junge Alter der Wissenschaft Sozialer Arbeit als auch ihre Praxisnähe, erfordert wissenschaftliches Rüstzeug und Selbstbewusstsein, um in den wissenschaftlichen Diskursen versiert teilhaben und mitgestalten zu können.

Ein Beispiel für die Wirkkräfte der Kommunikation und des lebendigen, aktiven Austausches über Gepflogenheiten und Ansichten zeigt die in der Scientific Community qualitativer Forschung selbst durchaus kontrovers geführte Diskussion um die Frage nach dem »Sprechenden Ich« in wissenschaftlichen Texten. In einer von der FU Berlin (Institut für Qualitative Sozialforschung) initiierten offenen Mailingliste stellt Reinke, Mitherausgeber dieses Bandes, im Rahmen seiner Dissertation im Mai 2017 folgende offene Frage an die Leser:innen der Liste (aus Datenschutzgründen pseudonymisiert).

Hallo liebe ListenleserInnen, eine kurze Frage, die mich bewegt:

Ich bin ext. Doktorand (Berufspädagogik) und arbeite in Anlehnung an die reflexive GTM nach Breuer. Allein, ich komme mir ab und an doch etwas einsam vor mit meinem mitunter persönlich-subjektiv gehaltenen Schriftsprach-Duktus und frage an dieser Stelle in die Runde: Wie etabliert ist aus Sicht der hier Mitlesenden die 1. Person Singular als Autorenperspektive, wenn über qualitative Forschung zu berichten ist?

Gibt es Beispiele wissenschaftlicher Abschlussarbeiten, auf die ich bei Bedarf zurückgreifen könnte? Wer weiß da mehr? Herzliche Grüße, Hartmut Reinke

Lieber Herr Reinke, liebe ListenleserInnen,

es kommt in den Sozialwissenschaften immer häufiger vor, dass das sprechende, schreibende und forschende Ich explizit zur Sprache kommen darf. Diese

Tendenz finde ich zunehmend in neueren (auch peer-reviewed) Aufsätzen jüngerer WissenschaftlerInnen vor, vor allem, wenn sie durch die englischsprachige Wissenschaft geprägt sind. Auf mich wirkt dieses sprechende Ich erfrischend, mutig und sehr klar, und ich empfehle es auch meinen Studierenden. Allerdings ist das – wie mir meine Studierenden berichten – immer noch nicht jeder/s Dozent/inn/en Sache, so dass ich das Thema an Ihrer Stelle mit Ihrem Betreuer/ Ihrer Betreuerin absprechen würde. Herzliche Grüße, AvA

Lieber Herr Reinke, mir fällt dazu die Dissertation von Susanna Matt-Windel ein, die ebenfalls mit der reflexiven Grounded Theory nach Franz Breuer gearbeitet hat. Die Arbeit beginnt mit einer methodologischen Standortbestimmung, in der u. a. Ihre Frage behandelt wird.

Matt-Windel, Susanna (2014). Ungewisses, Unsicheres und Unbestimmtes. Eine phänomenologische Studie zum Pädagogischen in Hinsicht auf LehrerInnenbildung. Stuttgart: ibidem Verlag. Herzliche Grüße, Dr. CL

Lieber Hartmut Reinke, der Beitrag, den GM und ich 1998 zur Arbeit in der Projektwerkstatt (mittlerweile NetzWerkstatt ;-)) geschrieben haben, eröffnet genau mit diesem Problem, siehe <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-1200...> Ich glaube wie Frau vA, dass die Nutzung der 1. Pers. Singular bzw. Plural in der qual. Forschung eh und im englischsprachigen Raum noch zusätzlich zunehmend gebräuchlich ist, aber von je lokalen Praktiken in Einrichtungen, Teams oder von Zeitschriften usw. abhängt. Für FQS ist es schon lange so, dass wir prinzipiell die Nutzung der 1. Person Sing. (bzw. Plural bei mehreren Autor/innen) erwarten, ebenso das Vermeiden von Gender-Bias. Zunehmend insistieren wir auch, auf Anthropomorphisierungen zu verzichten, da wir davon ausgehen, dass sehr selten Experimente (im angefügten Bsp. APA 6, sec. 3.09 »Precision and Clarity«, p. 69) oder eben Texte oder was auch immer etwas zu zeigen versuchen, sondern es sind die Autor/innen ... Der Passus zur Attribution ist insgesamt interessant und zeigt, wie weit Vorbehalte gegen objektivierende Sprache auch in (nicht zu fortschrittliche) Fachgesellschaften wie die APA vorgegrungen sind. Hoffe dies hilft und herzliche Grüße! KM

Lieber Herr Reinke, ich habe im letzten Jahr in einem verwandten Fach (Wirtschaft-Arbeit-Technik) promoviert – auch mit einem qualitativen Design – und stand vor der gleichen Frage wie Sie. An verschiedenen Stellen habe ich auf die Ich-Perspektive zurückgegriffen:

- weil es besser lesbar ist,
- weil es um meine eigenen Forschungsentscheidungen und Begründungen geht und
- weil ich die für mich im Vorfeld verfassten Freien Texte/Fokussprints/Ecriture Automatique (oder wie auch immer Sie diese nennen mögen) automatisch in der Ich-Perspektive verfasste und es sich besser anfühlte, bei meinem Stil zu bleiben als eine aufgepfropfte »pseudo-objektive« Dritte-Person-Perspektive oder grammatisch grausliche Passiv-Konstruktionen zu adoptieren.

In englischsprachigen Journals war mir die Ich-Perspektive immer positiv aufgefallen. Die »Restlegitimation« holte ich mir aus der englischsprachigen Methodenliteratur, in der die Rolle des Forschenden im qualitativen Forschungsprozess besonders hervorgehoben wurde (im Gegensatz zur deutschsprachigen Literatur, wo es m. E. oft mehr um die Darstellung des reinen Handwerkszeugs geht als um denjenigen, der sie anwendet). Bei der Betreuung von Abschlussarbeiten freue ich mich, wenn die Verfasser:innen ihre eigene Sprache finden und in der Ich-Perspektive klar zu dem stehen, was sie tun, entscheiden und schlussfolgern. Leider scheine ich mit dieser Einstellung in der BWL in der Minderheit zu sein, weshalb ich Studierenden immer wieder dazu raten muss, sich nach den Wünschen des/der anderen Betreuer/in zu richten, um die Abschlussnote nicht zu gefährden. Sonnige Grüße, AH

Lieber Herr Reinke, liebe Liste, ich kann vielen der bisherigen Anmerkungen und Ratschläge nur zustimmen, möchte aber doch auf wichtige methodische Fragen hinweisen, die Sie für sich beantworten müssen.

Zunächst einmal: Ich bin ebenfalls ein großer Freund des sprechend Ichs und verwende diese Form seit Jahren in wiss. Texten, ohne dass es damit jemals Probleme bei GutachterInnen/HerausgeberInnen gab. Meinen Studierenden empfehle ich die Ich-/Wir-Form ebenfalls, wenn sie über

- eigene Entscheidungen (Fallauswahl),
- eigene Handlungen (Interviews führen) oder
- eigene Beobachtungen (Auffälligkeiten während des Interviews) schreiben.

Schwieriger ist die Situation jedoch, wenn es um die Darstellung von Deutungen/ Interpretationen/Schlussfolgerungen geht. Hier wird aus der sprachlichen eine im engeren Sinne methodische Frage. Wenn Sie die unhintergehbare Perspektivität jeglichen menschlichen Verstehens betonen wollen, so ist die erste Person Singular durchaus angemessen. Wenn Sie dagegen mit Ihren Deutungen einen gewissen intersubjektiven Geltungsanspruch anstreben, sollten Sie einen Stil eher vermeiden, den Sie so treffend als »persönlich-subjektiv gehaltenen Schriftsprach-Duktus« charakterisieren. Vermutlich werden Sie in Ihrer Auswertung beide Fälle haben: Passagen also, in denen Sie eher Ihre eigene Interaktionen mit dem Feld reflektieren (in der Ich-Form) sowie allgemeinere Schlussfolgerungen, die dann auch sprachlich weniger subjektiv gefärbt daherkommen sollten. Eine kleine Bemerkung im Methodenkapitel könnte außerdem helfen, Missverständnisse zu vermeiden. Soweit ein paar spontane Überlegungen meinerseits, schöne Grüße, KD

Hallo KD, hallo Listenmitglieder, vielen Dank, KD, selten habe ich so eine klar differenzierte Position in der wichtigen Ich-Frage vernommen. Dem kann ich nur zustimmen/Dem kann MAN nur zustimmen/Dem IST zuzustimmen/So ist es. :-)
Mein Betreuer war/ist ein entschiedener Feind der Ich-Form, was natürlich mitunter zu geschwurbelten Formulierungen führt. In meiner ethnografisch-soziologischen Dissertation kann und will ich auf die Ich-Form nicht verzichten, weil

es das Webersche Gebot der Aufrichtigkeit gebietet. Das gab/gibt Probleme mit dem Betreuer bis hin zu Schreibblockaden, auf die ich hier nicht eingehen möchte/auf die hier nicht einzugehen sind/was hier nichts zu tun hat. Es kulminierte mal in einem frappanten Dialog:

Ich: »Aber es bin doch ICH, der die und jene Erfahrung im Feld gemacht hat.«
Er: »Ja, aber wer sind SIE schon?« Das gern zitierte Negativbeispiel der Ich-Form in der Ethnographie – Nigel Barley huuu – habe ich pflichtschuldig jahrelang ignoriert, bis ich die Traumatischen Tropen dann doch mal mit größtem Genuss und wissenschaftlichem Gewinn las. Mit besten Grüßen, GG (Diverse qsf Liste 07.11. 2019)

Dieses nur als ein Beispiel.

Mit diesem Buch – so unsere Absicht – ermutigen wir zu eigenem Handeln, eigener Initiative, eigenem Suchen, Finden, Argumentieren und Beurteilen. Es geht uns weniger um die Aufbereitung und Verbreitung mechanistisch gedachter bzw. anzuwendender Gebrauchsanleitungen als vielmehr darum, aus verschiedenen Perspektiven aufzuzeigen, wie in der Sozialen Arbeit wissenschaftlich gehandelt werden kann. Wie werden Themen gefunden, wie werden Methoden ausgewählt und angewandt, wie wird wissenschaftlich geschrieben, wie werden Untersuchungen geplant, Exposés und Abschlussarbeiten konzipiert? Das sind unsere Leitgedanken – und dazu haben wir in diesem Buch fünf Kapitel gegliedert, deren Beiträge sich inhaltlich ergänzen und der jeweiligen Kapitelüberschrift je eine eigene Facette geben; die Beiträge sind dabei so unabhängig voneinander aufgebaut, dass einzelne Texte für sich stehen und somit auch nach Bedarf und Interesse gelesen werden können.

Es gibt bereits unzählige Ratgeberliteraturen und einschlägige Webseiten, die sich mit dem Thema des wissenschaftlichen Arbeitens – auch und im Besonderen im Zusammenhang mit der Sozialen Arbeit – befassen.

Wir, die Autor:innen sowie die Herausgeber dieses Werks, sind seit vielen Jahren in der Hochschullehre tätige Praktiker:innen. Unser Ziel (und unsere Hoffnung) ist es, praxisnahes Wissen und Erfahrungen für den Umgang mit und für das Erstellen von wissenschaftlichen Texten so zu vermitteln, dass Studierende der Sozialen Arbeit damit etwas anfangen können. Mit diesem Wort ist auch schon skizziert, wie unser Werk wohl am besten zu verorten sein dürfte: Als Handreichung für alle, die vor der Aufgabe stehen, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten aktiv und als Autor:in zu befassen. Das Buch sensibilisiert, inspiriert die Studierenden der Sozialen Arbeit, bereitet auf die Herausforderungen im Rahmen der Gestaltung von Seminararbeiten vor und dient, so unsere Absicht, als Orientierung für die Abschlussarbeit (Bachelor/Masters-Thesis) im Studium der Sozialen Arbeit.

Der vorliegende Band setzt sich aus den folgenden fünf Teilen zusammen.

Teil A: Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens in der Sozialen Arbeit

»Wozu brauche ich Wissenschaft, wenn ich Sozialarbeiterin oder Sozialarbeiter werden will?«, fragt Blanca Homma in ihrem Beitrag »Wissenschaft und Bauchgefühl«, der aufzeigt, »Warum Soziale Arbeit den Theorie-Praxis-Dualismus überwinden muss«. In ihrem Text veranschaulicht Homma die Bedeutung theoretischen Wissens und des Beherrschens wissenschaftlicher Methodik für die Profession Soziale Arbeit (► Kap. 2). Sie schafft damit ein tragfähiges Fundament, nicht nur für dieses Buch. »Dürfen Verfasser:innen wissenschaftlicher Arbeiten die Worte ›ich‹, ›wir‹ und ›man‹ in wissenschaftlichen Arbeiten (der Sozialen Arbeit) verwenden und müssen schriftliche Qualifizierungsarbeiten gendergerecht verfasst werden, um die Anforderungen an eine ›gute‹ wissenschaftliche Schriftsprache zu erfüllen?«, fragt hingegen Moussa Dieng in seinem Beitrag »Wissenschaftliches Schreiben – Kontroverse Diskurse zur Schriftsprache, zur Verwendung der Ich-, Man- und Wir-Form sowie zum gendergerechten Schreiben«. Damit Lesende diese Fragen für sich persönlich beantworten können, zeichnet er die kontroversen Diskurse zu Gebrauch oder Vermeidung der Worte »ich«, »wir« und »man« nach und stellt widerstreitende Positionen zur Verwendung einer gendergerechten Sprache einander gegenüber (► Kap. 3).

Teil B: Über das Schreiben und die Ängste (vor dem leeren Blatt, vor dem Urteil anderer)

Alexander Parchow und Tim Middendorf zeigen in ihrem Beitrag »You'll never walk alone – Wissenschaftliches Arbeiten und Schreiben in Peergroups« auf, dass und *wie* wissenschaftliches Schreiben Studierenden der Sozialen Arbeit auch Freude bereiten und Spaß machen kann. Es ist ein nahezu unglaublicher Gedanke – das soll Spaß machen? Parchow und Middendorf zeigen einen Weg (► Kap. 4).

Jakob Christoph Will nimmt sich des Gedankens an, Schreiben als Handwerkszeug zu betrachten – eben nicht von der Vorstellung auszugehen, mit dem Verfassen einer wissenschaftlichen Qualifizierungsarbeit einen Bestseller schreiben zu müssen, sondern einen präzisen, prüfbar und verständlichen Text zu erschaffen. In seinem Beitrag »Himmelhoch jauchzend, am Boden zerstört« skizziert er die Herausforderungen und Spannungsfelder des Schreib- und Arbeitsprozesses von Qualifizierungsarbeiten im Studium (► Kap. 5).

In erfrischender und ermutigender Aufrichtigkeit berichten Jan Tietmeyer und Matthias Hoenen von ihren eigenen Erfahrungen mit der »Angst vor dem leeren Blatt«. Sie kennen die damit mitunter verbundenen Folgen der Aufschieberitis, der Panik, sie wissen um alle möglichen Strategien des Vermeidens; sie beschreiben aber auch gerade, weil sie es selbst durchlebt haben, Strategien, Hilfsmittel, wie sich das Leben mit dem Schreiben einfacher machen und dennoch (oder gerade deshalb?) Sinnvolles zu Papier bringen lässt (► Kap. 6).

Teil C: Gestaltung und Struktur wissenschaftlicher Arbeiten in der Sozialen Arbeit

Teil C des Buches widmet sich konkreter Forschung in der Sozialen Arbeit. Katrin Sen, Fatma Betül Ağırbaş Aslan und Çiğdem Erdoğan zeigen in ihrem Beitrag das Verbinden von Theorie und eigener empirischer Untersuchung im Rahmen einer akademischen Abschlussarbeit. Studierende zu eigenen Forschungen in ihrer Bachelorarbeit zu motivieren und ihnen eine konkrete Hilfestellung zu bieten, um Theorie und Praxis in der Sozialen Arbeit auf wissenschaftlichem Niveau miteinander zu verknüpfen, ist das Anliegen ihres Beitrags (► Kap. 7).

Anna Pfaffenstaller, Veronika Rosenberger und Amelie Zauner stellen einen Leitfaden für die qualitative Forschung in der Sozialen Arbeit vor. Schritt für Schritt zeigen sie ein mögliches und praxisbewährtes Vorgehen von der Ideenfindung bis zur Diskussion der Forschungsergebnisse auf, veranschaulichen Fragen der Strukturierung und geben Hilfestellungen – auf der Basis konkreter Handlungsempfehlungen. Ein für die qualitative Forschung zentrales Thema – der Umgang mit Reflexionsprozessen – bildet ein weiteres Zentrum ihres Beitrags (► Kap. 8).

In eine ähnlich, jedoch weniger auf qualitative Ansätze abzielende Richtung geht der Beitrag von Katharina Peinemann. Sie beschreibt den gesamten Komplex der Erstellung einer eigenen wissenschaftlichen Abschlussarbeit. Wie wird eine Frage gefunden? Wie wird die Untersuchung angelegt, wie werden Ergebnisse beschrieben und ein Fazit gezogen? Der Beitrag verspricht konkrete Orientierung (► Kap. 9).

Teil D: Grundlagen der Methoden empirischer Sozialforschung und ausgewählte Beispiele der Methodenanwendung

Eine besondere Praxisnähe bietet der Beitrag von Janina Evers. Welche Bedeutung hat die im Studium erworbene wissenschaftliche Methodenkompetenz in der Praxis der Sozialen Arbeit? In ihrem Beitrag zeigt die Autorin anhand konkreter Beispiele den praktischen Nutzen wissenschaftlicher Methodenkompetenz für die Arbeit in sozialen Dienstleistungsorganisationen (► Kap. 10).

Silvia Thünemann thematisiert in ihrem Beitrag ebenfalls eine praxisnahe und auch praxisrelevante Komponente in forschungsnahen Qualifizierungsarbeiten. Sie befasst sich mit Memos als Medium der reflexiven Schreibpraxis – eines Schreibens also, wie es gerade (aber nicht nur) in qualitativer Forschung relevant ist (► Kap. 11).

Im Zusammenhang mit qualitativen Samplingstrategien steht auch der Beitrag von Lisa Gregorius und Lütfiye Turhan. Die beiden Autorinnen zeigen Wege und Möglichkeiten der Bildung eines Untersuchungssamples auf und nehmen sich dabei auch der Frage nach der richtigen Größe eines Samples an. Diese Frage begleiten nahezu jeden qualitativen Ansatz (► Kap. 12).

Christina Watson und Petra Richter stellen in ihrem Beitrag einen sehr pragmatischen 10-Wochen Arbeitsplan vor, der zu einem eigenen Forschungsprojekt führt. Die hier zu Papier gewordene Forschungswerkstatt ist dabei speziell auf die Bedürfnisse von Studierenden der Sozialen Arbeit zugeschnitten und gibt eine

strukturierte Anleitung für die verschiedenen Phasen eines Forschungsprojekts (► Kap. 13).

Zu einem Perspektivwechsel laden Anna Mratschkowski und Nilüfer Keskin-Akçadağ mit ihrem Beitrag ein. Aus Sicht der Studierenden der Sozialen Arbeit zeigen sie sowohl die Herausforderungen auf, die Student:innen der Sozialen Arbeit im Hinblick auf ihre Qualifizierungsarbeiten benennen als auch die von ihnen skizzierten Lösungsansätze. Einen weiteren Schwerpunkt setzen die Autorinnen mit der dem Beitrag zugrunde liegenden eigenen empirischen Studie (► Kap. 14).

Nantke Schmidt und Anja Schäfer führen in die Grundlagen der empirischen Sozialforschung ein. Ihr Beitrag unterstreicht die Relevanz einer wissenschaftlichen Methodenausbildung im Studium Soziale Arbeit (► Kap. 15).

Teil E: Studentische Qualifizierungsarbeiten aus Sicht der Betreuenden: Berichte aus dem Studienalltag

Die Autorinnen des Beitrags »Von Rollenkonflikten, Unsicherheiten und Kriterien: qualitativ-empirische Abschlussarbeiten (begleiten und) bewerten«, Nicole Weydmann und Kirsten Witte, befassen sich mit der Perspektive der Lehrenden auf die von ihnen zu begutachtenden Abschlussarbeiten der Student:innen in Studiengängen der Sozialen Arbeit. Der Beitrag basiert auf einem Fachgespräch, das die Autorinnen mit einer Absolventin eines Dualen Ausbildungsgangs der Sozialen Arbeit geführt haben (► Kap. 16). Wie »funktioniert« Betreuung einer Abschlussarbeit? Was sind Maßstäbe und Kriterien der Bewertung? Wie werden sie vermittelt, wie rezipiert?

Katrin Keller und Kim Moskopp veranschaulichen Bewertungskriterien einer wissenschaftlichen Abschlussarbeit am Beispiel der Forschungsfrage. Sie zeigen die zentrale Bedeutung der Fragestellung für die Struktur und Konsistenz der Arbeit auf, gleichzeitig leistet ihr Beitrag konkrete Hilfestellung für die Entwicklung der untersuchungsleitenden Fragestellung in wissenschaftlichen Arbeiten der Sozialen Arbeit (► Kap. 17).

Stefanie Vogt und Melanie Werner stellen sich in ihrem Beitrag die Frage, was eine gute von einer sehr guten Abschlussarbeit unterscheidet und geben damit anhand des Beispiels »Leitfadeninterview« einen Einblick in Bewertungskriterien (► Kap. 18). Welche Rolle spielen Reflexion und Stringenz?

Wir danken allen Autor:innen für ihre Beiträge. Unsere Hoffnung ist, Student:innen der Sozialen Arbeit zu helfen. Ihnen Inspiration und Ermutigung zu sein, ist unsere Absicht.

Wenn Sie als Leser:in unseres Buches Feedback an uns geben wollen, so nutzen Sie am besten folgende E-Mail-Adressen:
hartmut.reinke@fom.de und moussadieng@web.de

